



Evangelisch-Lutherische  
**Landeskirche Sachsens**

**Vorlage**

**Nr. 37**

an die 27. Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens

**Bericht  
des  
Landesbischofs**

Dresden, am 18. November 2017

Der Landesbischof  
der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens

Dr. Rentzing

**„Gott sprach zu Mose: Ich werde sein, der ich sein werde. Und sprach: So sollst du zu den Israeliten sagen: ‚Ich werde sein‘, der hat mich zu euch gesandt.“ (Ex 3, 14)**

Sehr geehrter Herr Präsident, hohe Synode, liebe Schwestern, liebe Brüder,

das 500. Reformationsjubiläum liegt hinter uns. Das Ende der Reformationsdekade zeigt, dass bei aller berechtigten Kritik vieles sehr gut gewesen ist. Die Gottesdienste am 31. Oktober waren deutschlandweit mehr als gut besucht. An vielen Orten fühlte man sich an den Heiligen Abend erinnert. Es zeigte sich, dass in uns mehr geistliche Kraft und evangelischer Bekennermut steckt, als wir bis dahin wahrgenommen hatten. Die Auswertung der letzten zehn Jahre, die aktuell noch nicht beendet ist, wird auch dies zu berücksichtigen haben. Dieser Bischofsbericht wird sich an der Auswertung noch nicht beteiligen. Allerdings möchte ich mich ausdrücklich an dieser Stelle bei all jenen bedanken, die in den letzten Jahren für unsere Landeskirche tätig waren, um das Reformationsjubiläum zu einem Erfolg werden zu lassen.

Mein Bericht fällt in diesem Jahr auf eine Synode, die unter einem ganz besonderen Schwerpunktthema steht. Das prägt auch meine diesjährigen Ausführungen und führt zu der thematischen Konzentration, die mich zwingt andere bedeutende Themen nur am Rande zu behandeln.

Immer mehr breitet sich das Gefühl aus, dass wir uns in einer Zeit des Übergangs befinden. Die Gesellschaft wandelt sich. Dinge sortieren sich neu. Und noch weiß niemand, wohin die Reise geht. Solche Zeiten verunsichern die Menschen. Und sie lassen sie in Auseinandersetzung geraten über den Weg, der zu beschreiten ist. Der Nebel der Zukunft bietet nur wenig Halt in einer Situation, in der die Gewissheiten der Vergangenheit ins Wanken geraten. Es sollte uns eigentlich nicht wundern, dass auch die Kirche von diesen Vorgängen ergriffen wird. Es sollte uns nicht erstaunen, dass auch wir in Auseinandersetzungen geraten und mit hoher Leidenschaft um den Weg der Kirche in die Zukunft ringen. Wir sollten dabei allerdings nicht vergessen, dass wir gegenüber den gesellschaftlichen Debatten einen wichtigen Vorteil haben: Der Weg der Kirche speist sich aus einer transzendenten Offenbarung, die über allen Wandel der Zeiten hinweg bestehen bleibt. Es ist die Offenbarung der Mission Gottes in und mit dieser Welt, der die Kirche zu folgen hat. Alle Mission der Kirche folgt dieser Mission oder sie ist gar keine christliche Mission. Aller missionarischer Gemeindeaufbau hat sich so auszurichten, dass er dieser Mission Gottes zu folgen vermag: Ansonsten bleibt er segenslos. Und es liegt auf der Hand, dass dies für die Fragen nach Gemeindestrukturen und gesamtkirchlicher Aufstellung, die uns augenblicklich besonders bewegen, von größter Wichtigkeit ist.

Die Beschreibung der Mission Gottes erfolgt in der Heiligen Schrift auf unterschiedlichsten Ebenen. Ich bin an den Anfang gegangen. In die Geschichte des Auszugs des Volkes Israel aus Ägypten. Dieses Auszugsgeschehen ist für das Volk Israel bekanntermaßen zum Urerlebnis des Glaubens an Gott geworden. Am Beginn steht die Selbstoffenbarung Gottes dem Mose gegenüber und der Auftrag, der für Mose damit verbunden ist:

„Gott sprach zu Mose: Ich werde sein, der ich sein werde. Und sprach: So sollst du zu den Israeliten sagen: ‚Ich werde sein‘, der hat mich zu euch gesandt.“

Auf den ersten Blick scheint diese Selbstkundgabe Gottes rätselhaft. Andere Götter hatten Namen, die auf irgendeine Urgewalt wie Blitz und Donner oder die Gestirne am Himmel

verwiesen. Der Gott aber, dem Mose begegnete, entzieht sich solcher Namensgebung. Mit seiner Selbstkundgabe offenbart er sich als der, der frei und souverän bleibt. Wo er sich in seinem Namen enthüllt, wird er doch nicht greifbar und den Menschen zuhanden (Walther Zimmerli). Er bleibt der Unverfügbare. Und so ist auch seine Mission in dieser Welt frei und unverfügbar. Seiner Mission zu folgen heißt dann, ihrer Freiheit und Unverfügbarkeit zu folgen. Gottes Wege in und durch diese Welt lassen sich nicht von uns bestimmen. Ihnen lässt sich nur folgen. Diese Wege der Sendung können deshalb auch sehr unterschiedlich ausfallen.

In der Geschichte des Glaubens ist abzulesen, dass es Orte und Zeiten des Wachstums gab und gibt und ebenso Zeiten und Orte, an denen ein Rest übrig bleibt. Beide Szenerien hatten immer ihr Für und Wider. Beide aber waren auch immer getragen von der souveränen Mission Gottes, die frei bleibt und sich nicht unseren persönlichen Wünschen und Vorlieben beugt. Es könnte uns in unserer heutigen Lage allerdings helfen, wenn wir diese Freiheit Gottes zugestehen könnten. Wir wären dann in der Lage, unsere Situation nicht als eine Situation des Unheils zu begreifen, sondern als einen Ort und eine Zeit, die uns von Gottes Mission her vorgegeben sind. Fröhlich und wagemutig könnten wir dann unsere Lage und die Lage der Kirche annehmen, ohne zu verzagen. Hierher hat uns Gottes Mission geführt. Und hier werden wir seinen Segen weiter empfangen. Von diesem Wagemut und dieser Fröhlichkeit wünsche ich mir viel bei den Debatten, die zu führen sind und bei den Entscheidungen, die Sie zu treffen haben. Die Freiheit und Souveränität Gottes ist die eine Seite der Selbstoffenbarung.

Es gibt aber noch eine zweite Seite, die seine Selbstkundgabe in sich trägt. Das Rätselwort lässt sich auch als eine Zusage lesen: Ich werde da sein (W. H. Schmidt). D. h.: Ich bin bei dir und mit dir auf dem Weg. Ich werde an dir handeln. Gottes Mission zu folgen heißt dann, seine Freiheit und Souveränität zu akzeptieren und zugleich darauf zu vertrauen, dass dieser Gott sich in seiner Zusage an sein Volk bindet. Wohin er uns auch in seiner Freiheit führt, welche Situation er uns auch zumutet: Er geht mit uns. Es kann an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, dass diese Zusage zuerst an das Volk Israel erging. Und das Volk Israel war auch das erste, das beim Auszug aus Ägypten erlebte, was diese Worte konkret bedeuten. Hier ging es nicht mehr um theologische Abstraktionen, hier ging es um Sein oder Nichtsein.

Hier ging es um die Existenz und um die Zukunft. Für das Volk Israel ist die Geschichte des Auszugs so zu einem Urgeschehen geworden, an das man immer wieder im Glauben anknüpfen konnte und anknüpfte. Die Kirche hat dies von Israel gelernt. Und so hat Israel bis zum heutigen Tag einen besonderen Platz im Glauben der Christen. Erst jüngst hat die Kirchenleitung ein Wort zum Thema Juden und Christen beschlossen, das ich der Aufmerksamkeit der Landessynode und unserer ganzen Kirche sehr anempfehle. Darin geht es nicht nur um die historischen Verwerfungen, sondern auch um das gemeinsame Zeugnis der Barmherzigkeit Gottes. Ich ermuntere Sie ausdrücklich, sich damit auseinanderzusetzen und ich wünsche mir auch eine Aufnahme und Reaktion dieses hohen Hauses auf dieses wichtige Wort.

Durch die Propheten und schließlich durch Christus ist die Mission Gottes in Freiheit und Zusage auf die ganze Welt geweitet worden. Im Johannesevangelium bestimmt Christus in den sogenannten Ich-bin-Worten die Zusage Gottes näher. Christus identifiziert sich dort mit dem, der von sich sagt: „Ich bin, der ich bin/ Ich werde sein, der ich sein werde“. Aber er fügt dem jeweils eine Konkretisierung bei. Insgesamt sind dies mindestens sieben Worte, von denen ich drei ausgesucht habe: „Ich bin da als das Licht der Welt/Ich bin das

Licht der Welt.“ (Joh 8, 12). „Ich bin da als die Tür/Ich bin die Tür“ (Joh 10, 9). „Ich bin da als der Weinstock, ihr seid die Reben/Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben“ (Joh 15, 5). Mit diesen Zusagen wird nicht nur Seelsorge betrieben. Mit diesen Zusagen wird auch beschrieben, wie die Mission Gottes in dieser Welt konkret erfolgt und welchem Wege das Volk Gottes also zu folgen hat, wenn es der Mission Christi und damit der Mission Gottes treu sein möchte.

In den vergangenen Monaten hat es in unserer Kirche schwerwiegende Debatten zu der zukünftigen Aufstellung der Kirche und der Verteilung ihrer Ressourcen gegeben. Und diese ganze Tagung der Landessynode steht ebenfalls unter der Last dieser Fragestellung. An den Gesprächsabenden wurde deutlich, wie sehr unsere Gemeinden um diese Fragen ringen. Ebenso beeindruckend war der konstruktive Geist, in dem dies geschah. Wir können froh und dankbar darüber sein, dass so etwas in unserer Mitte möglich ist. Es zeigt etwas davon, dass diese Kirche der Sendung Gottes weiter folgen möchte. Bei allen Überlegungen aber, die wir dabei anstellen, ist zu bedenken, dass wir auch zukünftig der Sendung Gottes entsprechen und folgen können. Deshalb sind unsere Überlegungen nicht zu trennen von der Erkenntnis der Freiheit Gottes und seiner Zusagen. Und ich kann und ich muss hier noch konkreter werden:

Die Zusagen Gottes haben Konsequenzen für die Art und Weise wie wir uns aufzustellen haben. Und keine Struktur ist frei davon die Frage zu beantworten, wie sie in der Lage ist, der Mission Gottes tatsächlich zu folgen.

„Ich bin das Licht der Welt“: Die Mission Gottes gilt der ganzen Welt. Es ist wichtig, sich diesen Sachverhalt immer wieder deutlich zu machen. Gottes Sendung geht in alle Winkel des Kosmos. Eigentlich ist das eine Selbstverständlichkeit. Aber wir müssen schon darum ringen, dass diese Selbstverständlichkeit auch selbstverständlich bleibt. Wir dürfen uns nicht zurückziehen in unsere Lieblingswinkel. Wir dürfen das Licht nicht für uns allein behalten. Jedenfalls dann nicht, wenn wir der Mission Gottes weiter folgen möchten. Als Landeskirche haben wir deshalb immer gesagt, dass es auf dem Territorium, auf das uns der Herr gestellt hat, keine weißen Flecken geben wird. Auch unsere zukünftige Aufstellung muss von dem Gedanken getragen sein, dass jeder Mensch in diesem Lande dem Licht Gottes begegnen kann. Dieses Licht muss hineinstrahlen in alle Lebensbereiche und Lebenssituationen.

Wir können dankbar sein für die Möglichkeiten, die unsere Kirche hat, in Schulen, in Krankenhäusern, in Gefängnissen und im allgemeinen gesellschaftlichen Leben präsent zu sein. Darin liegt ein großer Schatz, um den wir übrigens von allen Freikirchen beneidet werden. Durch uns gelangt das Licht der Welt so in Bereiche hinein, die sonst völlig unerreicht blieben. Und die Welt spürt dies: Sie nutzt mit besonderer Freude die Angebote der Diakonie und der kirchlichen Bildungsträger, weil sie ahnt, dass ihr hier Besonderes zuteil wird.

Wir können bei der Gesamtaufstellung unserer Kirche nicht davon absehen, dass es Bereiche der Mission Gottes gibt, die die Kräfte einer einzelnen und vereinzelter Person und Gemeinde übersteigen. Die Spezialisierung der Sonderpfarrstellen ist mir bei einer Visitation im Herbst letzten Jahres in besonderer Weise vor Augen geführt worden. Es ist faszinierend für mich zu sehen gewesen, welche hohe missionarische Ausstrahlung gerade in dieser Spezialisierung lag. In der Krankenhausseelsorge, in Religionsunterrichtspfarrstellen, in Sonderseelsorgediensten bei der Polizei und in Justizvollzugsanstalten werden keine Spielwiesen betreten, auf die man auch verzichten könnte. Hier geschieht Verkündi-

gung des Evangeliums in vorderster Linie. Hier strahlt das Licht der Welt in alle Winkel der Welt hinein. Hier folgt die Kirche der Mission Gottes zu allen Menschen in besonderer Weise. Sonderpfarrstellen sind durchaus in Kombination mit Gemeindepfarrstellen vorstellbar, ihre spezifische Profession ist allerdings nur als gesamtkirchlicher Auftrag versteh- und leistbar. Auch der Betrieb von Bildungseinrichtungen und diakonischen Trägern gehört in diesen Bereich. Es ist eine Segensgeschichte unserer Kirche, dass in den letzten 27 Jahren zahlreiche Einrichtungen über das ganze Land verteilt gegründet wurden. Auch diese Einrichtungen brauchen gesamtkirchliche Strukturen, die zur Stabilität, Professionalität und Wirksamkeit der Arbeit beitragen. Es wird wichtig sein, bei allen Debatten über die zukünftigen Strukturen, diesen Aspekt nicht zu vernachlässigen. Jedenfalls dann, wenn wir auch zukünftig dem Licht der Welt folgen und selbst Licht für die ganze Welt sein wollen.

„Ich bin die Tür“: Es ist das kürzeste Ich-bin-Wort, das uns das Johannesevangelium überliefert. Zugleich ist es ein sehr eindeutiges und entscheidendes. Es geht um den Zugang zur Seligkeit für die Menschen. Vielleicht haben wir uns zu oft abgewöhnt in dieser Tiefe vom Ziel des Glaubens zu sprechen. Es geht dabei um Rettung und Seligkeit. Es geht um den Zugang zum Heil. Und deshalb besteht die Mission Gottes darin, den Menschen nahe zu kommen und sich dabei in Christus als Tür und Zugang anzubieten. Wenn wir also der Mission Gottes folgen wollen, dann müssen wir uns die Frage stellen, ob durch das, was wir reden und tun, Christus tatsächlich auch konkret und real nahe kommt und zur Tür für Menschen werden kann.

Wie wird Christus zur Tür für Menschen? Immerhin leben wir in einer Welt, die nicht ganz selbstverständlich auf unsere Worte hört. Das reine Wort stößt manches Mal auf taube Ohren. Dies galt für die Mission zu allen Zeiten. Da der Mensch nach biblischer Überlieferung aus Geist, Leib und Seele besteht, bedarf es missionarischer Aktivitäten auf geistigem, leiblichem und seelischem Gebiet. Wieder sind damit die Bildung des Geistes, die Diakonie am Leib und die Seelsorge angesprochen. Und in allem wirkt die Verkündigung. Nur so kann Christus für alle Menschen zur Tür werden. Nur so treten wir allen Menschen real nahe. Und Gottes Mission will, dass allen Menschen geholfen werde. Wenn wir Christus in dieser Universalität zur Tür werden lassen wollen, wenn wir wollen, dass Christus allen Menschen zur Tür werden kann, dann brauchen wir die ganze Brandbreite der christlichen Verkündigung. Und dies hat allerdings Auswirkungen auf unsere Vorgehensweise als Kirche Jesu Christi. Wir können und wir dürfen unsere Ressourcen nicht voneinander isolieren. Wir dürfen es deshalb nicht tun, weil kein Einzelner in der Lage ist, die ganze Brandbreite der notwendigen Verkündigung zu gewähren. Dieses Maß an Gaben und Kräften benötigt die Zusammenarbeit. Es benötigt die Zusammenarbeit der Verkündigungsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter. Darin besteht der theologische Grund für die Dienstgemeinschaft des Verkündigungsdienstes.

Es benötigt darüber hinaus die Zusammenarbeit der Kirchgemeinden, denn auch keine einzelne Kirchgemeinde ist in der Lage, die ganze Fülle des Auftrags zu leisten. Wenn wir also über unsere zukünftigen Strukturen debattieren, dann sollten wir im Hinterkopf die Frage behalten, ob Strukturen der Isolierung oder der Zusammenarbeit dienen. Und wir sollten prüfen, ob sie die Dienstgemeinschaft der Verkündigungsmitarbeiter schwächen oder stärken. Nur auf dem letzteren Weg können wir die Mission Gottes für uns beanspruchen.

„Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben“: Ein wesentlicher Teil der Mission Gottes dient der Stärkung des Volkes Gottes auf seinem Wege. Nicht umsonst baut sich die Ordnung unserer Kirche von den Kirchgemeinden her auf. Dabei ist die Kirchgemeinde nach dem

Bekenntnis unserer Kirche der Ort, an dem sich die Gläubigen um Wort und Sakrament sammeln. Hier schöpfen die Reben aus der Quelle des Weinstocks. Hier also empfangen sie ihre Kraft, um fruchtbringend zu wachsen und so der Mission Gottes weiter zu folgen. Eine Schwächung der Kirchgemeinden in diesem Sinne kann deshalb niemals beabsichtigt sein. Genauso verstehe ich auch das unüberhörbare Ansinnen vieler Kirchenvorstände und Gemeindeglieder, die darauf insistieren, dass die Aktions- und Handlungsmöglichkeiten der Kirchgemeinden erhalten bleiben müssen. Dabei beziehen sich diese Aktions- und Handlungsmöglichkeiten auf die geistlichen Vollzüge der Stärkung und des Fruchtbringens. Theologisch gibt es dafür m. E. einen Vorrang des Ortes und der Menschennähe vor anderen Gesichtspunkten wie Zahl und Größe.

Davon zu trennen ist allerdings die Frage von Verwaltung und Ressourcenverteilung. Diese sollten wir nicht theologisch überhöhen. Sie hat vielmehr nach Gesichtspunkten der pragmatischen Vernunft zu erfolgen. Keines der debattierten Modelle gefährdet die Versammlung der Gläubigen um Wort und Sakrament vor Ort. Keines löst die Verbindung von Reben und Weinstock auf. Alle suchen nach dem besten Weg, um diese Verbindung auch in Zukunft zu gewährleisten. Wenn man das einmal akzeptiert hat, dann beruhigt sich das Gemüt und man wird fähig, einige pragmatische Fragen an die jeweiligen Modelle zu stellen. Dabei beschäftigt mich z. B. die Tatsache, dass unsere Kirche nicht nur von Hauptamtlichen sondern auch von Ehrenamtlichen geführt wird. Wie kann das ehrenamtliche Engagement in größer werdenden Verantwortungsräumen (und die Räume werden in jedem Falle größer, ganz gleich welches Modell man präferiert, weil die Raumgröße durch die Demographie und nicht durch die Struktur bestimmt wird!) so organisiert werden, dass es nicht zu Überforderung und zu Unwillen führt? Die Aktivierung des Priestertums aller Gläubigen ist eben an Motivation und Einverständnis gebunden. Und diese Motivation verbindet sich gewöhnlich mit klar umgrenzten Orten und Zeiten.

Zugleich darf aber auch nicht außer Acht gelassen werden, dass wir eine Ressourcenverteilung und Verwaltungsstruktur brauchen, die die Arbeitsbedingungen des hauptamtlichen Verkündigungsdienstes befördert und nicht behindert. Dieser hauptamtliche Verkündigungsdienst steht in der Verantwortung dafür, dass die Kirche im jeweiligen Verantwortungsbereich der ganzen Mission Gottes folgt. Dies ist aber wie bereits gesagt nur als Dienstgemeinschaft und in Zusammenarbeit leistbar. Wir benötigen also geistliche Aktionsfähigkeit am Ort und regionale Verantwortungsübernahme gleichermaßen. Und die hohe Kunst wird es sein, beide berechtigten Ansprüche und Erfordernisse miteinander zu verbinden. Noch dazu müssen sie so miteinander verbunden werden, dass keine höheren Kosten als bisher und auch kein höherer Verwaltungsaufwand als bisher betrieben werden muss.

An dieser Stelle möchte ich noch ein besonderes Anliegen formulieren: Nach zwanzig Jahren Dienst in dieser Landeskirche und nach zwanzig Jahren Debatten über künftige Strukturen wird es m. E. Zeit, die Debatte zu einem konstruktiven Ende zu führen. Es kommt dabei für mich nicht zuerst auf die Größe des nächsten geplanten Schrittes an. Hier sind für mich auch weiterhin mehrere Schritte vorstellbar. Allerdings kommt es darauf an, sich Klarheit über Weg und Ziel zu verschaffen. Nur, wenn wir diese Klarheit erreichen, gewinnen wir die Freiheit, die notwendig ist, um unseren Auftrag als Kirche Jesu Christi zu erfüllen. Ich kann es auch anders ausdrücken: Im 500. Jahr der Reformation benötigen wir etwas vom reformatorischen Wagemut.

Auf der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Namibia im Mai dieses Jahres war viel von diesem Wagemut spürbar. Gläubige, die mit dem Aufdruck „I am proud to be

a Lutheran“ auf Kleidern und T-Shirts herumliefen und sich fröhlich und leidenschaftlich in aller Öffentlichkeit zu Christus bekannten, obwohl ihre Situation in Kirche und eigenem Leben in vielen Fällen weitaus bedrückender war und ist als die unsere. Von solchen Gläubigen können wir nur lernen. Und ich wünschte mir manchmal, dass wir noch vielmehr Austausch mit unseren Partnern in aller Welt hätten, um diesen Lerneffekt zu verstärken. Vielleicht ist es ja auch an der Zeit, um eine ökumenische Visitation der sächsischen Landeskirche bei unseren Partnerkirchen zu bitten, die uns manche Schwäche vor Augen führen könnte, die aber ganz sicher auch zeigt, wo wir stärker sind als wir selbst denken und empfinden.

Vor 500 Jahren hatte Martin Luther ganz auf die Souveränität und Freiheit Gottes und die Zusagen Christi gesetzt. Wagemutig hatte er dafür sogar sein Leben aufs Spiel gesetzt. Da ist von uns viel weniger gefordert. Bei uns genügt es eigentlich schon, aus der Zelebration der Krise auszubrechen. Es genügt, damit aufzuhören uns selber klein und schwach zu reden. Es genügt, neu das Vertrauen in Gottes Souveränität und Zusage zu entfachen. Wie kleingläubig wären wir denn, wenn wir so täten, so redeten und so handelten, als sei Gottes Mission ans Ende gekommen? Auf welchem Wege uns Gott führt, ob es ein rauer und steiler oder ein sanfter und seichter Weg sein wird, das wissen wir nicht. Aber, dass er bei uns ist, das wissen wir, solange wir Wort und Sakrament haben. Mit seiner Führung ist verbunden, seiner Mission zu folgen, die sich an alle Welt und an alle Menschen richtet.

Wir haben kein Recht, uns unablässig mit uns selbst zu beschäftigen und unseren Auftrag zu vernachlässigen. Diese Welt braucht diesen Auftrag. Sie braucht das Evangelium in allen Facetten. Unsere auseinanderdriftende Gesellschaft verlangt geradezu nach der Botschaft des Friedens und der Versöhnung.

Seit der letzten Bundestagswahl wird von den Kirchen in einer bestimmten Öffentlichkeit Haltung gefordert. Ich habe mich in dieser Situation dazu entschlossen, nicht nur das allzu Erwartbare zu sagen. Mein Vorgehen ist dabei geprägt von dem, was hinter mir auf dem Wandbild so stark zum Ausdruck kommt. Seit ich vor diversen Jahren in die Landessynode gewählt wurde, hat sich das Bild in mir eingebrannt. Der gekreuzigte Christus tritt in den Riss zwischen die Seite der Auseinandersetzung, des Hasses, der Gewalt, der Würdelosigkeit und Zerstörung und der Seite der Gnade und des Friedens. Diesen gekreuzigten Christus habe ich vor Augen geführt, wo dies notwendig war. Diesen gekreuzigten Christus werde ich auch all jenen vor Augen führen, die Öl ins Feuer gießen. Das aber zielt selten nur in eine Richtung. Und es geht tiefer, viel tiefer als der übliche Polit-Sprech unserer Tage. Natürlich folgen daraus auch Grenzen und Orientierungspunkte für die christliche Haltung.

Der Geist der Würdelosigkeit, der Ungeborenen, Kranken, Alten und Fremden die Ebenbildlichkeit Gottes raubt, fordert die allerorten sichtbare christliche Haltung der Würde. Der Geist der Nörgelei und des Unmutes verlangt geradezu nach der Haltung der Zuversicht und des Wagemutes, die aus den Zusagen Gottes resultiert. Die Dunkelheit, die sich auf Herz und Seelen legt, ruft nach dem Licht der Welt. Aber wie soll dieses Licht der Welt sichtbar und wie soll das Tor zur Seligkeit für alle Menschen aufgestoßen werden, wenn das Volk Gottes nicht damit beschäftigt ist, der Mission Gottes ins verheißene Land zu folgen, sondern vielmehr damit, an Vergangenenem festzuhalten?

Was wäre aus Israel geworden, wenn es Mose nicht gefolgt wäre? Es ist ihm gefolgt. Volles Vertrauen auf den, der von sich sagt: „Ich werde sein, der ich sein werde“. Mit klarem

Ziel vor Augen ist es durch rauhe Wege der Wüste gegangen. Nicht ohne Anfechtung, nicht ohne Fehler und ohne Zweifel ist es dabei geblieben. Aber in einem immer wieder erneuerten Vertrauen auf einen Gott, der dem Zug vorausging und ihn auch abschloss, also im Vertrauen auf Gottes Führung und Gnade. Diese Führung und diese Gnade sollte auch für uns Grund des Vertrauens und des Wagemutes sein. Wir können etwas wagen, weil wir Gott bei uns wissen. Das, was wir wagen, darf die entscheidenden Probleme nicht verdrängen. Das, was wir wagen, darf die Lösung nicht auf die lange Bank schieben. Das, was wir wagen, muss bestimmt sein von dem unbedingten Willen der Mission Gottes zu folgen und alles dafür zu tun, dass dieser Mission auch tatsächlich in Struktur und Verkündigung gefolgt werden kann.

Noch ein Letztes: Die Fragen, die damit auf dem Plan sind, sind schwergewichtig genug. Es geht um die Zukunft dieser Kirche und darum, ob sie auch fernerhin ihren Auftrag wahrnehmen kann. Das sollte die Debatten in diesem Hause nach Form und Inhalt bestimmen. Wir können es uns nicht leisten, uns an dieser Frage zu sehr aufzuspalten. Auch wenn die Beschlüsse, die hier gefasst werden, keiner verfassungsändernden Mehrheit bedürfen, möchte ich Sie alle aufrufen Ihre Vorschläge und Ideen an einer Frage zu messen: Kann sich wenigstens eine verfassungsändernde Mehrheit dieses Hauses hinter einem solchen Vorschlag sammeln. Wenn Sie so an die Fragen der Struktur herangehen, werden Sie auch ein gutes, für die Zukunft dieser Kirche segensreiches Ergebnis erzielen. Und wir und die Welt und die Menschen, die uns anvertraut sind, brauchen ein solches Ergebnis.

„Ich werde sein, der ich sein werde“, so spricht Gott der Herr. Lasst uns wagemutig auf diesen souveränen Herrn vertrauen und ihm auf dem Wege folgen, der längst für uns bereitsteht.